

us Rare

Von der Universität Erreichtes und Erhofftes.

Rede

zur

Gedächtnisfeier des Stifters der Berliner Universität
König Friedrich Wilhelms III

in der Aula

am 3. August 1916

gehalten von

Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorf.

Appt 2

K. Ullrich-Eibl
Berlin

Berlin 1916.

Druck der Norddeutschen Buchdruckerei, SW., Wilhelmstraße 92.

Hochanschauliche Versammlung,
Werte Kollegen,
Liebe Kommilitonen!

Der Liedertext für die heutige Feier, den Sie in Händen halten, zeigt die ersten Strophen des bekannten Gedichtes, in dem unser unvergeßlicher Treitschke 1870 bei Kriegsausbruch den Flug des schwarzen Adlers vom Fels zum Meer gefeiert hat. Daß sie heute vor uns erklingen, verdanken wir dem Tonkünstler, unserm Ehrendoktor Herrn Professor Humperdinck, dem auch von dieser Stelle zu danken mir eine willkommene Pflicht ist. Er hat aus Treitschkens Lied die Strophen gewählt, die in dem Preise des deutschen Friedens gipfeln. Wir dürfen wohl auch mitten im Kriege von dem Zukunftsbilde singen, das wir in sehnendem Herzen tragen. Denn wie wir den Frieden dreihundvierzig Jahre geschirmt hatten und erst zur Waffe griffen, als die Schlinge zugezogen werden sollte, mit der Haß und Neid uns zu ergosseln dachten, so werden wir den Frieden gern wieder schirmen, sobald wir ihn haben, während die Feinde schon jetzt beratschlagen, wie sie die Feindseligkeit auch nach dem Frieden fortsetzen können. Denn ihr Ziel bleibt auch dann, die Macht des schwarzen Adlers zu zerstören, den Deutschen jenen Geist auszutreiben, als dessen Verkünder sie Treitschke verlästern und verfluchen. Sie wissen

von diesem Geiste so wenig wie von seinem Verkünder. Unter uns ist Treitschke lebendig, und gerade darum können wir auch jetzt vom Frieden singen. Das ist freilich nicht der faule feige Friede, für den die pazifistischen Hämmlinge schwärmen, sondern der Friede, den sich die deutschen Männer mit ihrem guten Rechte und ihrem guten Schwerte nehmen werden. Annehmen aus der Hand eines unehrlichen Maklers werden wir ihn nie. Aber bereit zu einem ehrlichen Frieden sind wir immer, denn wir wollen nicht anderer Freiheit und Wohlfahrt zerstören, aber wir verlangen volle Sicherung für unser Volk's Freiheit, Macht und Wohlfahrt, volle Sicherung auch für die Zukunft. Weil wir einen solchen Krieg nicht wieder führen wollen, müssen wir diesen durchführen bis zum Ende, müssen wir kämpfen und leiden, festen Willens, zähen Mutes bis zum Siege. Nur der Sieg, nur der Sieg bringt den lieben Frieden.

Der mag noch lange auf sich warten lassen, aber einen holder, Vorboten hat er uns gesandt. Mitten im Kriege ist das Bild einer Göttin unter uns erschienen, die zwar den Frieden nicht im Namen getragen hat; wir kennen ihren Namen überhaupt nicht; aber ihr Anblick offenbart dem Beschauer ebenso wie einst, da ihr die Gemeinde einer italischen Griechenstadt andächtig nahte, daß sie die Gute Holde ist, Geberin von Frieden und Eintracht, von Gedeihen in Haus und Hof und Herde, Schirmerin der Feldfrucht und des Kindersiegens. Sei uns die Himmlische willkommen, die alle Werke des Friedens segnet. Mahne sie uns daran, hier unsere Pflicht zu tun. Unsere Heere kämpfen fern in Feindes Land und verstaten uns, der Friedensarbeit nachzugehen. Wohlan, tun wir unsere Pflicht, unverzagt und unverdrossen, emsig und vor allem einträchtig.

Auch an unserer Universität geht die Friedensarbeit ihren stillen Gang. Wohl haben wir alles auf den Krieg eingestellt und müssen manche Gesetze der äußeren Ordnung zugunsten der Kriegsteilnehmer beugen. Das werden wir noch viel mehr tun, wenn sie einst heimkehren, ihnen den Weg ebnen und alle dazu helfen, daß sie sich wieder in die friedlichen Studien finden und sich des nötigen Wissens bemächtigen: die große Erfahrung des Krieges wird ihr Können mehr gesteigert haben, als sie selbst erwarten. Der Vorzug, die Waffen für das Vaterland geführt zu haben, darf ihnen niemals dadurch verkümmert werden, daß er zum Ersatz für unzureichende Leistungen erniedrigt wird.

Wir zu Hause haben ein Semester fleißiger Friedensarbeit hinter uns und schließen mit diesem unserem Jahresfeste. Es ist der Geburtstag unseres Königlichen Stifters, und nie soll sich die Universität durch einige Unbequemlichkeiten bestimmen lassen, dieses Fest zu verrücken. Sie ist es ihrem Stifter schuldig, sie soll es auch um ihrer selbst willen tun. Alljährlich soll sie sich an die Zeit ihrer Gründung erinnern, denn nur solange sie den Geist ihrer Gründer bewahrt, hat sie ein Recht zu bestehen.

Nicht ohne Bedenken hat man sich damals entschlossen, die Anstalt für den höchsten Unterricht in die Hauptstadt zu verlegen; man mußte es, weil sie zugleich der Mittelpunkt für die wissenschaftliche Forschung sein sollte. Vor einem Menschenalter hat man erwogen, ob man nicht zur Verlegung in einen stillen Vorort schreiten sollte. Aber wir sind hier geblieben, dies alte Haus ist uns zugewiesen und drüben erheben sich eben jetzt die beiden Flügel an dem alten Palais

des Prinzen Heinrich, die den Ehrenhof der Universität stilgerecht umschließen; wir hoffen, daß ihm ein schlichtes Denkmal für unsere Gefallenen die Weihe geben wird; vielleicht ist auch zu erreichen, daß der Vorgarten sich wieder dem edlen Stile des Gebäudes anpaßt. Zu allen Zeiten würden Professoren und Studenten der hohen Staatsregierung den wärmsten Dank wissen und bekennen, jetzt darf das ganze Volk stolz darauf sein, daß diese prächtigen Neubauten mitten im Kriege emporwachsen, während rechts und links neue Verkehrswege unter der Erde gebohrt werden, der Nachwelt ein Denkmal des preußischen Militarismus, wie es die Türme auf dem Gensdarmenmarkte für die Zeit Friedrichs sind. Wir sind im Mittelpunkt der Stadt, sind Nachbarn von Schloß und Zeughaus geblieben; wohlan denn, meine Herren Kollegen und Kommilitonen, bleiben wir eingedenk, daß wir diesen ererbten Vorzug immer neu verdienen müssen.

Auch dazu haben sich unsere Gründer erst nach reiflicher Überlegung entschlossen, der neuen Hochschule die mittelalterlichen Formen der Universität zu belassen. Ohne Frage ist dadurch erleichtert worden, daß der neue Geist sich rasch über alle deutsche Universitäten verbreitete. Der bare Verstand konnte sich schon damals sagen, daß die vier Fakultäten, Magnifizenz und Spektabilität, Mantel und Szepter und der feierliche Schmuck lateinischer Formeln bedeutungslos geworden wäre. Heute gilt das noch mehr, und die Pietätlosigkeit gegen die Vergangenheit, die eine Begleiterscheinung des modernen Kraftgefühles ist, ruft vernehmlich: fort mit dem Plunder. Wie manches schöne alte Stadtbild, wie mancher edle Bau ist so zerstört, aber wo die Gegenwart jubelte, hat

die Nachwelt den Vandalismus gescholten. Wir sollen nicht nur den geschichtlichen Sinn, wir sollen auch das Stilgefühl besitzen, die alte Form zu schätzen und zu schützen. Sie allein bekundet unsere Erstgeburt gegenüber unsern jüngeren ebenbürtigen Schwesternanstalten. Und unser vornehmstes Recht, die Verleihung der Doktorwürde, stammt nun einmal von der alten universitas. Der Doktor ist nun einmal mittelalterlich, lateinisch, wie die universitas.

Wenn dieser Name freilich in den Sinn der Universalität umgedeutet ward, so war zwar die Einheit aller Wissenschaft richtig erfaßt, aber ihr Herrschaftsgebiet viel zu eng umgrenzt, und in der Überschätzung der theoretischen Erkenntnis, der gegenüber die praktische Anwendung etwas Fremdes und Geringes sein sollte, steckte noch die enge mittelalterliche oder auch antike Tradition. Und doch stand im Rahmen der Universität immer die Medizin, die in erster Linie das praktische Ziel verfolgte, die Krankheiten zu heilen oder zu verhüten. Die Engherzigkeit ist überwunden. Zahlreiche gleichberechtigte und gleichwertige Hochschulen sind neben die Universität getreten, und wir alle sind stolz auf die Erfolge, die Land- und Forstwissenschaft und die zahllosen Zweige der Technik eben dadurch erringen, daß sie mit uns auf dem gemeinsamen Boden der strengen Wissenschaft stehen. Nicht nur neidlos, nicht nur mit dankbarer Bewunderung sehen wir, wie Gewaltiges jetzt die Technik für das Vaterland leistet: ein Gefühl der Beschämung beschleicht uns andere, daß wir unser Bestes, unsere Wissenschaft, nicht unmittelbar für den Krieg einsetzen können.

Wenn jetzt Naturwissenschaft und Technik in vorderster Reihe stehen, während vor hundert Jahren die deutsche Philosophie und Geschichtswissenschaft der Welt die Fackel vorantrug, so ist das nicht Um Schlag, sondern Fortschritt, Ergänzung, nicht Gegensatz. Es geht im Leben der Wissenschaft wie in dem der bildenden Künste. Die neue Generation sieht auf anderes und sieht anders, und dem entspricht der Stilwandel. Dies andere Sehen in der Wissenschaft macht sich aber überall bemerkbar; ich könnte es leicht an dem Zweige, den ich vertrete, zeigen. Wir wären ja auch kraftlose Epigonen, wenn wir nicht über die Forscher unserer Gründungszeit hinausgekommen wären: wir bilden doch unsere Schüler dazu, uns zu überwinden. Vorbildlich aber sind und bleiben jene großen Gelehrten durch die Erfassung der Wissenschaft in ihrer Einheit und Würde, durch ihre selbstlose Hingabe an das Ewige, das der ganzen Menschheit zugeteilt ist, und zugleich durch ihre Hingabe und ihren Glauben an das Vaterland; den zu bewahren war vor den Freiheitskriegen wahrlich schwer; daher manehmal noch schwerer.

So haben denn diejenigen unter unseren Feinden mehr recht, welche Kant und Niebuhr und Goethe mit befehlen, als die anderen, welche uns des Abfalls von den guten Deutschen von damals zeihen. Gegen den deutschen Geist ziehen sie allesamt zu Felde, die Romänen unter ihnen aber behaupten den Primat des lateinisch-romanischen Geistes zu verteidigen. Mögen sie sich selbst schädigen, indem sie den Fortschritt des menschlichen Denkens und Könnens ignorieren. Denn für die Menschheit werden die Fortschritte der Wissenschaft gewonnen. In Wahrheit geschieht das Pochen auf ihren Genius aus dem

Gefühle ihrer Rückständigkeit. Wir werden nicht so undeutsch sein, ihnen den bornierten Nationalismus nachzuäffen, werden das Gute und Wahre anerkennen, woher es auch kommt, und kein Unkraut gelten lassen, weil es auf unserem Acker wächst. Aber wenn wir jetzt die Macht der französischen Phrase in dem Erfolge spüren, den die Verlästerung von allem, was uns heilig ist, über die ganze Erde hin findet, so ist es an der Zeit, auch unseren Gegensatz zu dem lateinisch-romanischen Genius ins Auge zu fassen. Jener lateinische Genius hat das Germanentum mehr als einmal im Laufe der Geschichte in eine strenge Schule genommen. Das hat uns sehr gut getan, und wir haben den Respekt des Schülers eigentlich nie verloren. Aber das Beste haben wir doch immer geleistet, wenn wir die fremde Fessel sprengten und unserer Art auch im Gegensatze vertrauten. Es liegt nicht an uns, daß die Fäden zerrissen sind; die drüben haben sie zerrissen; aber nun fordert unsere nationale Ehre, die Konsequenzen zu ziehen. Gern werden wir immer mit den wahrhaft großen Geistern Frankreichs und Italiens verkehren: ihr Bild darf durch die Sünden der Gegenwart nicht verzerrt werden. Die Sprachen haben ihre Schönheit nicht eingebüßt, und wer sie beherrscht, mag in ihnen alles lesen, was ihm behagt. Aber es drängt sich nur zu viel Schund auf unsere Bühnen und füllt in schlechten Übersetzungen unsere Leihbibliotheken, Erzeugnisse, die nur einen Tag leben, mögen sie auch von den Unsterblichen der Académie française herrühren, einer Institution, deren schädliche Wirkung die einsichtigen Franzosen nicht verkennen, aber gerade Fanatiker der Deutschthümelei uns aufdrängen wollen. Hören wir auf, in Tracht und Sitte die gallische Eleganz nachzuahmen; wir

leisten es schlecht, es steht uns auch nicht. Englisch-Amerikanisches ist freilich noch mehr abzustoßen, von dem ich nur heute nicht rede, wo ich unseren Gegensatz zu dem romanischen Genius verfolge, zu der Rhetorik. Wenn mit diesem Worte zunächst nur die blendende Aufmachung der Rede bezeichnet ist, deren Form über Inhaltsleere oder übeln Inhalt täuscht, so paßt der Name doch gut für die ganze Richtung. Keine Frage, daß in allen Künsten die Form, auch wo sie nur Form ist, hohen Wert besitzt, obwohl auch da der Gehalt am Ende entscheidet: aber wo immer es auf Wahrheit und Sittlichkeit ankommt, wird die Rhetorik zur Sophistik und wirkt schlechthin verderblich. So vor allem in der Politik. Gerade da hat sich das Gift der trügerischen Phrase nur zu tief eingefressen. Wird nicht die blendende Unwahrheit von der französischen oder westmächttlichen Freiheit im Gegensatz zu unseren Zuständen überall nachgeschwatzt, nicht nur im Ausland? Es gibt auch unter uns harmlose Gemüther, die sich aufbinden lassen, Portugal wäre freier und fortgeschrittener als die Heimat Blüchers und Reuters, weil der verkommene Vasallenstaat Englands sich eines bedruckten Feizens Papier erfreut, so sich Verfassung nennt, und weil die Mißwirtschaft sich gerade nach etlichen Morden als Republik drapiert. Die Schlagworte der großen Revolution haben gewiß einen Klang, an dem sich jedes unverdorbene Gemüth zunächst begeistern muß, aber die französische Geschichte zeigt, daß mit den Worten der Inhalt nicht gegeben wird. Als ob es Freiheit wäre, ungestraft dem Eigenwillen und Eigennutz auf Kosten anderer nachgehen zu dürfen, wo denn die Herrschaft bei denen steht, die das am besten verstehen. Auf Freiheit hat

nur Anspruch, wer freiwillig das Rechte tut und sich selbst in den Dienst des allgemeinen Besten stellt. Der deutsche Soldat leistet das Unerhörte, weil er ein freier Mann ist. Er zog durch den Gehorsam, aber getragen von dem Gefühl der Kameradschaft, ist er sich bewußt, daß Macht und Ehre seines Landes und Volkes auch ihm gehört, weil er selbst dafür schafft. Dies stolze Gefühl soll er auch im Frieden behalten und demgemäß auch Raum haben, sich zu betätigen. Die fremde Phrase soll ihm die Freude an dem Vaterlande nicht vergällen, aber die Furcht vor der Macht dieser Phrase auch nicht sein Wirken einschränken. Wir dürfen nicht vergessen, daß die schönen Worte, die vom Westen herübertönten, doch darum nach den Freiheitskriegen bei vielen guten Deutschen Glauben fanden, weil dem Volke Einheit und Macht des nationalen Staates versagt blieb, und weil die edlen Pläne der wahren Staatsmänner verworfen wurden, die sogleich auf dem gewachsenen Boden unserer Staatseigenschaft eine preußische Verfassung errichten wollten. Das hat zur Folge gehabt, daß später nur zu viel auf dem Papier konstruiertes Fremdes übernommen werden mußte, das immer noch unsere Aufgabe bleibt, mit deutschem Geiste zu beleben, auf daß sich unser ganzes Volk seiner Freiheit und Einheit in Eintracht erfreuen könne.

Doch nur darum habe ich das politische Gebiet berührt, weil die Macht der Rhetorik sich da am grellsten zeigt, wo der Glaube an ein tönendes Schlagwort zu den entsetzlichsten Verbrechen verführt. Und doch wirken diese, begangen in einem gewissen Rausch, immer noch nicht so abstoßend wie die kalte Bosheit eines abgefeimten Heuchlers.

Rhetorik und Sophistik, der Kultus der Form und des Scheines, ist ein Grundzug römischen Wesens, in Gutem und Bösem. Die germanische Natur ist anders, auch im Guten und Bösen. Das Romanische ist die echte Tochter des Lateinischen, und die auf der Rhetorik erbaute Kultur stammt aus der römischen Kaiserzeit, der Antike, wie man zu sagen pflegt, um das Christentum der Kirche abzusondern, die doch auch mit der Rhetorik paktieren mußte, sobald das Christentum mit der Welt paktierte. Indem die Kirche die frischen Nordvölker unterwarf, unterwarf sie sie auch dieser Kultur. Sie mußten die Sprache der Welt und der Kirche lernen, und auf viele Jahrhunderte hinaus blieb das die Vorbedingung aller höheren Bildung. Daran haben Humanismus, Reformation und Gegenreformation nichts geändert. Allerorten stammte die höhere Schule aus der Schule der späten Antike, war ihre Hauptaufgabe, es in der lateinischen Sprache bis zur Beherrschung ihrer alten Kunstformen zu bringen, und herrschte die Rhetorik durchaus, auch wenn in der obersten Klasse etwas Philosophie dazu trat, ganz wie in Rom. Es war eine Verstandesbildung, die als solche sehr hoch stehen konnte, aber nichts als formale Bildung. Kein Wunder, daß alles Praktische, Technische als banausisch verachtet ward. Leibesübungen hat diese Schule nie getrieben, auch wenn sie sich Gymnasium nannte, das ist Turnplatz, oder Lyzeum oder Akademie: das sind die Namen von zwei athenischen Turnplätzen. Da greift man den Abfall von dem echten Hellenentum mit Händen. Er vollzieht sich langsam im sinkenden Altertum; das Christentum, das damals die Abtötung des Fleisches für verdienstlich hielt, vollendet nur. Dann bleibt es aber dabei. Wie schwer hat sich das Turnen

auf unseren Schulen von außenher Eingang verschafft, aber die natürliche Verbindung mit der militärischen Ausbildung streben wir eben erst an: erst dann sind wir da, wo die Hellenen anfangen, bei denen die Sorge der Gemeinde für den Jugendunterricht aus der Erziehung zur Wehrhaftigkeit erwachsen ist.

Als Sprache der römischen Kirche ist das Latein noch heute eine lebendige Weltsprache, aber auf allen anderen Gebieten hat es seine Herrschaft verloren. Daher kann seine Beherrschung im mündlichen und schriftlichen Gebrauche nicht mehr die Hauptaufgabe der Schule sein, mag auch für die damit erreichte formale Schulung ein voller Ersatz nicht gefunden werden. Vor hundert Jahren durfte das neue Gymnasium das Latein noch im Mittelpunkt lassen; da aber die bloß formale Bildung nicht mehr genügte, trat erstens die Mathematik in gesteigerter Bedeutung hinzu, dies gemäß der Forderung Platons; es herrschte ja auch Euklid, das ist das Lehrbuch der platonischen Schule. War dies also schon hellenischer Geist, so stellte man weiter um des Geistes willen die griechische Sprache neben das Latein. Historische Belehrung über die ferne Vergangenheit war mit nichten beabsichtigt, sondern Menschenbildung. Der Geist sollte denken lernen, die Seele durch den Verkehr mit edelster Schönheit die Richtung auf das Echte, Wahre und Schöne gewinnen; nicht das Aufprägen einer abgeschlossenen Bildung war das Ziel, sondern ein Keim sollte gelegt werden, der selbsttätig weiter wachsen könnte. Es war Philosophie, Wissenschaft, was damals über die Schule verfügte; nicht Schulbureaukratie oder gar das Banausentum, das überall nur fragt, was kaufe ich

mir dafür, jener Geist, den Gottfried Hermann prachtvoll charakterisiert hat:

qui multa paucis multa multa clamat,
pusillitatis artifex.

Wissenschaft ist freilich keine Knabenkost; aber grade wenn der Knabe zum Jüngling reift, sehnt sich seine Seele nach dem Erhabenen und Ewigen, da gilt es, diesem Drang die rechte Richtung zu geben, in der sich der Jüngling dann mit freien Fittichen aufwärts schwingt. Wenn er Vernunft und Wissenschaft verachten lernt, wird ihn der Teufel in das wilde Leben, in flache Unbedeutendheit schleppen. Darum soll sich der gute Geist, der gute Eros seiner Seele bemächtigen, daß ihr die Fittiche wachsen, jener Eros, der auch in der Wissenschaft Mittler zwischen Himmel und Erde ist. Wissenschaft ist heiß, heiß wie das Blut, wie die Liebe. Rhetorik, Verstandesbildung ist kalt, kalt wie die Antike, sagt Kleist. Sein Gefühl war echt; er kannte sie nur als Rhetorik. Schleiermacher wußte es besser, der Entdecker des echten Platon, der den Kampf der Wissenschaft gegen Sophistik und Rhetorik auch für uns gekämpft hat. In diesem Befreiungskampfe von der römischen Rhetorik hat das echte Hellenentum den Deutschen geholfen, als sie sich zugleich auf die Bestimmung des Menschen und auf ihre eigene nationale Bestimmung besannen. So erhielt denn das Griechische als Mittel zur Menschenbildung seinen Platz in der höheren Schule.

Die geschichtliche Forschung eines Jahrhunderts hat uns anders und schärfer sehen gelehrt; wir täuschen uns nicht mehr über die zeitliche und geschichtliche Bedingtheit jedes Menschenwerkes. Aber es ist fraglich, ob der Bildungswert

des Hellenismus dadurch gesunken ist, denn in ihm vollziehen sich die entscheidenden Fortschritte der Menschheit zur Menschlichkeit. Hier steigert sich die Naturbeobachtung des Orients zur Naturwissenschaft und erweitert sich diese sofort zur Philosophie, zur Wissenschaft überhaupt, indem die Anerkennung der Natureinheit und der Unverbrüchlichkeit ihrer Gesetze auf die Metaphysik hinüberwirkt und die Forschung auf die Gesetze des menschlichen Denkens lenkt. Auch das wird erreicht, daß der Mensch die Erkenntnis der Naturgesetze zur Herrschaft über die Natur anwendet: Archimedes gehört auch unter die hellenischen Klassiker. Und auf dem Boden der hellenischen Demokratie, wie unvollkommen sie auch ist, wird mindestens theoretisch erfaßt, daß der Staat die Organisation der menschlichen Gesellschaft ist, so daß ihm auch die Sorge für das geistige und sittliche Wohl seiner Bürger zufällt. Dieser Staat fordert, daß der einzelne sich ihm ganz hingibt, und doch wird auch die individuelle Freiheit des einzelnen erfaßt, der sich nun erst völlig unter ein ewiges Sittengesetz gestellt empfindet. Gewissen ist ein hellenischer Begriff, ja selbst der Name des Gewissens ist in allen Sprachen Übersetzung aus dem Griechischen. Auch das sehen wir an den Hellenen, wie die Philosophie erstarrt, als sie die naturwissenschaftliche Forschung vernachlässigt, und wie die Rhetorik, auch sie eine hellenische Pflanze, am Ende Poesie und Wissenschaft überwachend erstickt, so daß der heiße Eros schwindet und die kalte Antike übrig bleibt. Aber dies hat nur geschichtlichen Wert. Jene Errungenschaften dagegen sind einmal für die ganze Menschheit getan, und soweit sie Geschichte sind, sind sie auch unsere Geschichte. Dem echten Hellenentume

rücken wir nur näher, wenn wir von der Rhetorik abrücken, wenn wir moderner werden. Mußten sich doch die Naturwissenschaften von der Tradition der Antike erst befreien und selbständig forschen, damit wieder entdeckt ward, was die Hellenen bereits gefunden hatten. Plinius und Galen mußten überwunden werden, damit der Weg zu Theophrast und Hierophilus frei würde. Selbst die alte hohe Poesie hat an Wirksamkeit nur gewonnen, Aischylos wirkt heute sehr viel weiter als zu Humboldts Zeit, und ein Kunstwerk wie die Athena Myrons in Frankfurt oder unsere Gute Holde würde damals überhaupt kaum verstanden sein. Auf diese belebenden Kräfte werden wir nicht verzichten wollen, und auf Sokrates können wir erst recht nicht verzichten, den Erzieher zum Leben, zum Rechthandeln, ohne einen anderen Lohn zu verlangen als ein ruhiges Gewissen, den Erzieher zur Befreiung von allem Scheinwissen und seinem Dünkel, zur Treue gegen die freie sittliche Überzeugung, zur Treue bis in den Tod.

Den Weg zum Hellenentum hat das Gymnasium des Neuhumanismus über die strenge grammatische Erlernung der Sprache gesucht, ganz wie im Lateinischen. Aber weder ließ sich das auch nur annähernd erreichen, noch konnte durchgeführt werden, daß das Gymnasium die einzige höhere Schule blieb. Man schuf also zunächst eine andere Schule daneben, die das Griechische aufgab, aber das Latein behielt. Wenn damit der Zugang zu dem Geiste gesucht ward, den man bei dem Altertum suchte, so war das völlig verfehlt. Aber Latein und Latein ist zweierlei. Das echte alte Rom geht mit den Hellenen zusammen: Cicero und Horaz werden nur von ihnen aus in ihrer eigenen echten Größe verstanden. Dieses Latein

spricht Kikero und spricht Konsul und Kensor mit nasaliertester Silbe. Das andere Latein ist die Weltsprache der Kirche und der Wissenschaft bis in das neunzehnte Jahrhundert; Gauß hat es noch geschrieben. Dieses Lateins haben sich auch deutsche Dichter bedient, in manchen Zeiten denen in der Volkssprache mehr als ebenbürtig. Daraus folgt, daß jedes Studium über dieses Latein verfügen muß, das irgendwie auf die europäische Vergangenheit zurückgreift, also eine lateinlose Schule auf diese Studien unmöglich vorbereiten kann. Damit hört indessen eine solche Schule mit nichts auf, berechtigt oder vielmehr gleichberechtigt zu sein, falls sie nur den Geist auf ihre Weise zu erwecken und zu wahrer Wissenschaftlichkeit befähigen kann. Denn wenn wir nur einen Teil der Wissenschaft erfaßt haben, werden wir uns ihrer Einheit und unserer Unzulänglichkeit gleichermaßen bewußt, und alle Rangstreitigkeiten sind uns schlechthin unbegreiflich geworden. Nur zweierlei verlangen wir von jeder höheren Schule: treue Deutsche müssen die Schüler bleiben, nicht erst werden, denn als solche sollen unsere Kinder aus dem Elternhause, ja aus dem Mutterschoße kommen. Zu Menschen müssen sie aber doch erst erzogen werden; dieser Humanismus gehört auf jede Schule, und nirgend darf unser Vorzug preisgegeben werden, den wir der Goethezeit danken: der Deutsche ist kein rechter Deutscher mehr, wenn er aufhören will, ein menschlicher Mensch zu sein.

Wie die verschiedenen Schulen neben ihren besonderen Zielen auch dieses allgemeine erreichen können, davon wage ich nicht zu reden. Aber einleuchten dürfte, daß es auch eine Schule geben muß, die den Zugang zum Hellenentum auf dem geraden Weg eröffnet, über die Sprache, deren zudem doch

auch nicht wenige Studien unmittelbar bedürfen. Das echte Latein und damit das große Römertum tritt von selbst dazu. Jetzt leistet das Gymnasium diese Aufgabe nicht, einerlei was auf dem gedulddigen Papier der Abiturientenzugnisse steht. Es kann es auch niemals leisten, weil es vielerlei halb lehren muß, solange es so viele Gymnasien gibt, auf die sich sogar eine Menge drängt, die nichts anderes erstrebt als den Schein zum einjährigen Dienst, den aber wohl der Krieg für alle Zeit beseitigen dürfte. Gelehrte Schulen, die mit Griechisch und Latein Ernst machen, braucht es gar nicht viele zu geben. Die ehrwürdigen Stiftungen aus der Reformationszeit haben ein Anrecht darauf, ihrer Bestimmung zurückgegeben zu werden. Natürlich müssen es geschlossene Anstalten sein, deren wir überhaupt viel zu wenige haben und so der Landbevölkerung die Erziehung ihrer Jugend unbillig erschweren.

Uniformierung der Bildung ist Verkrüppelung. Vielgestaltig ist das Leben, ist die Wissenschaft, vielgestaltig auch die Begabung. Darum gilt es fortzufahren auf dem Wege, der mit der Gleichberechtigung verschiedener Schulen beschritten ist. Darauf führen auch die eben so weitblickenden wie berechtigten Forderungen, die das preußische Herrenhaus erhoben hat. Daß dann nicht jeder Knabe für alle Schulen paßt, auch nicht jede Schule auf jede Hochschule passend vorbereitet, ist selbstverständlich, ist auch kein Schade. Doch braucht man mit in der Zulassung von verschieden vorgebildeter Jugend nicht engherzig zu sein, falls sie nur für die Schule der Selbstbildung reif ist, wie Steffens die Universität hübsch genannt hat. Selbstbildung kann viel ergänzen, und ihr kann man leicht zu Hilfe kommen: es muß nur nicht bloß die Erlangung

eines Scheines als Ziel gesetzt sein, sonst wird Scheinwissen daraus, das gleich wieder verfliegt. Die Erfahrung lehrt es.

Vor hundert Jahren war der Universitätsunterricht fast nur Lehrvortrag, fast immer Vorlesung. Jetzt ist, was sich Vorlesung nennt, überwiegend freie Rede, und neben diesen Vortrag ist die Übung, das Seminar getreten. Mit ihm hatte der philologische Unterricht ziemlich allein schon vorher begonnen; schwerlich zuerst. Medizin kann doch niemals ohne praktische Übung, ohne Rede und Gegenrede gelehrt worden sein. Das philologische Seminar hatte aber schon früh auch das Zusammenwirken mehrerer Lehrer geboten und verhindert, daß der Schüler nur einen hört und auf des Meisters Worteschwört. Das dürfte mehr Nachahmung verdienen; es ist auch dem Professor dienlich. In unserm Institut für Altertumskunde, das bald in die neuen stattlichen Räume einziehen soll, für deren Gewährung wir allen denen, die dazu mitgeholfen haben, den tiefsten Dank sagen, sind nun die Vertreter von Philologie, Archäologie und alter Geschichte vereinigt. Die Anfänger sind verpflichtet, sich an den Übungen in den beiden erstgenannten Fächern zu beteiligen. Ich halte auch historische Anfängerkurse für notwendig, zumal seit auf dem Gymnasium die Geschichte von Menes und Hamurabi bis auf Ludwig den Deutschen in den paar Kurzstunden eines Schuljahres abgemacht werden soll, also gar nichts mehr gelernt werden kann.*) Im

*) Gleichzeitig ist erschienen de klassieke oudheid in het Gymnasium onderwijs, rapport in opdracht van het genootschap van leeraren aan Nederlandse Gymnasien. Leiden 1916. Ganz ausgezeichnete Darlegungen. Gefordert wird für die alte Geschichte Unterricht in fünf Stunden, auf zwei höhere Klassen verteilt. Der Begriff der Geschichte umfaßt, wie er soll, das ganze Leben des Volkes.

Fortgang des Studiums kann sich dann jeder Student entscheiden, auf welchem Felde seiner Wissenschaft, die er als Einheit kennen gelernt hat, er sich selbsttätig bewegen will.

In dieser Organisation dürfte ein Fortschritt des Universitätsunterrichts erzielt sein und ähnliche Institute innerhalb der philosophischen Fakultät noch mehr entstehen müssen. Die Naturwissenschaften haben ja ihren Bedürfnissen entsprechend schon viel der Art erreicht, auch die unschätzbaren und unentbehrlichen Kräfte des akademischen Nachwuchses als Assistenten glücklich herangezogen. Erst in solchen Instituten wird sich leicht Vorsorge treffen lassen, die Mängel in der Vorbildung auszugleichen, wie wir das schon eingeführt haben. Vor allem aber wird sich nur in ihnen die Doppelaufgabe der Universität erreichen lassen, dem Unterricht und der Forschung zugleich zu dienen. Es ist um sie geschehen, wenn das zweite verkümmert. Unleugbar aber birgt die Gründung besonderer Forschungsinstitute, wie sie für die Naturwissenschaften zahlreich erfolgt ist, die Gefahr, daß die Stellung des akademischen Lehrers minder geschätzt und erstrebt wird. Es wird ja jeder, der es mit seinem Lehramt ernst nahm, sich manchmal nach freier Muße zur eigenen Arbeit gesehnt haben; aber dem darf er nicht nachgeben, denn das Lehramt bewahrt ihn vor Einseitigkeit, zwingt ihn, seine Studien nicht nur zu vertiefen, sondern auch zu erweitern, und vor allem, der Verkehr mit der frischen Jugend erhält ihm die Jugend des eigenen Herzens. Auf der andern Seite hat der Student ein Recht auf einen Lehrer, den er fortarbeiten, forschen und lernen, den er auch irren sieht, denn der alte Spruch *docendo discimus* gilt auch in der Umkehrung *discendo*

docemus. Nie darf die Universität auf den Standpunkt des achtzehnten Jahrhunderts zurücksinken, wo der Professor im wesentlichen sagte, was in den Büchern stand. Ebenso wenig dürfen Teile der philosophischen Fakultät die Rolle einer vorbereitenden oder schönwissenschaftlichen Belehrung bekommen wie in der alten Artistenfakultät. Diese Gefahr stellt sich ein, wenn Elemente Zutritt erhalten, die für wissenschaftlichen Unterricht geistig nicht reif sind. Die gibt es bereits, zu ihrem Unglück, denn sie können unsere Kost nicht verdauen. Die vielen, welche die Tore der Universität noch weiter geöffnet wünschen, sollten sich klar machen, was dabei herauskommen muß, wenn sie in Umkehrung eines Goetheschen Verses zurufen lassen müssen: gebiete du dem Regenwurm zu spinnen. Ganz etwas anderes ist die Zulassung von Gastzuhörern, deren ungeahnte Ausdehnung doch schon die Studenten, um derentwillen die Universität da ist, zu behindern beginnt. Dann wird man andere Wege suchen; denn allerdings müssen die Lehrer und die Lehrmittel der Universität immer weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden.

Der Ausländer hat auf das staatliche Institut keinen Anspruch. Wir haben ihn mit der größten Weitherzigkeit zugelassen und erfahren, daß Mißbrauch getrieben ward. Da muß also eine Schranke gezogen werden, wo immer, wie in den technischen Wissenschaften, etwas gelehrt oder gezeigt wird, was sich auch einmal gegen uns anwenden läßt. Aber wo diese Gefahr nicht besteht, sollen wir danach handeln, daß nicht nur die deutsche Wissenschaft davon Vorteil hat, wenn Ausländer sie suchen kommen, sondern auch die Achtung vor deutschem Wesen am besten durch seine Kenntnis be-

gründet wird. Ich habe Angehörige ziemlich aller Nationen in meinen Vorlesungen und meinem Hause gehabt, einen französischen Priester noch bis zum Kriegausbruch: ich wollte, ich könnte ihr Zeugnis aufrufen. Daß die Ausländer, selbstverständlich nur solche mit hinreichender Vorbildung und mit der Kenntnis unserer Sprache, für ihre Zulassung etwas Besonderes zahlen, ist billig; aber auch da wird man den Ausländern deutscher Zunge, wie den Deutschschweizern, eine Vorrangstellung einräumen.

Ich sage das in Hinblick auf Wünsche, die der Ausschuß unserer Studentenschaft vorgetragen hat, weil ich der Meinung bin, daß das Urteil der Studentenschaft in ihren eigenen Sachen bedeutendes Gewicht hat, und weil ich es als einen großen Fortschritt begrüße, daß nunmehr bei uns eine Vertretung besteht, die im Namen der Studentenschaft sprechen kann. Es ist dringend zu wünschen, daß sich diese Institution einbürgere, auch ein Gewinn des Krieges. Sie wird es, wenn die Universitätsbehörde vertrauensvoll praktische Aufgaben in ihre Hand legt und bei der Überwindung der ersten unvernünftlichen Hemmungen hilft, natürlich auch durch die Niederhaltung anarchischer Gelüste. Es wird dabei bleiben, daß ein Teil der Studenten in Vereinzelung leben mag, ein anderer sich in zahllosen kleinen Gruppen zusammenschließt, vereinigt durch die verschiedensten Bande. So liebt es die deutsche Jugend; sehen wir doch die weibliche Studentenschaft auf denselben Wegen, die nicht nur durch den Krieg in beständigem Wachsen ist, übrigens ohne daß sich irgendeine der üblen Folgen eingestellt hätte, die von den Gegnern des ersten Frauenstudiums befürchtet waren. Alle diese kleineren Kreise

werden in ihrem Sonderleben nicht gestört werden, wenn sich die Studentenschaft als Ganzes fühlt und als Ganzes handelt. Nur muß sich dem Wohle des großen Ganzen jeder einzelne fügen: das ist die Universität, Professoren und Studenten, und dieselbe Verpflichtung gilt für sie alle.

Auch der deutsche Student ist vor hundert Jahren durch die geistige Erhebung und durch die Freiheitskriege ein anderer geworden, und auch an ihm hat das Jahrhundert manches geändert. Auch hier wollen wir die schmucken Formen nicht abstreifen, die noch aus der Universitas stammen, auch hier gilt es den Geist erhalten, der vor hundert Jahren zum Durchbruch kam. Damals ist der Student der Träger der vaterländischen deutschen Gesinnung geworden, damals ist aber auch mit dem Sinn für ernste Pflichterfüllung der wissenschaftliche Sinn eingezogen. Wie die Professoren haben die Studenten in den Zeiten der Zersplitterung den Glauben an ein einiges und mächtiges Vaterland hochgehalten, dafür gestritten und gelitten und das Ihre zu seiner Erfüllung beigetragen. Daß sie den Partikularismus am frühesten innerlich los wurden, dazu trug wesentlich die Freizügigkeit bei, deren sie sich doch einigermaßen erfreuten. Wie wichtig diese auch für unser gemeinsames Lernen ist, habe ich begreifen, als ich Gast der holländischen und skandinavischen Studentenschaften war. Da fand ich vieles, was mich ganz heimisch anmutete, den gemeinsamen germanischen Sinn, fand ich, was wir erst jetzt erreichen wollen, die Studentenschaft als eine blühende Korporation, aber überall fehlte die Freizügigkeit: Wechsel der Universität kommt kaum vor. Unsere Studenten lernen, Gott sei Dank, zumeist mehrere

Universitäten kennen, verschiedene Lehrer und verschiedene Lande und Sitten: sie lernen die Sonderart der deutschen Bruderstämme kennen und achten. Das wird immer wichtiger, je mehr die Fremden sich von uns absondern. Wenn doch nur allen unsern Jünglingen verschafft werden könnte, mindestens eine Universität in einem recht verschiedenen deutschen Lande zu besuchen. Dafür sollten wir Stiftungen haben. Fröhliche Wanderlust gehört zum Studenten, fröhliche, auch überschäumende Jugendlust auch. Auf sie soll der Ernst des kommenden Lebens keinen Schatten werfen. An Ämter und Würden und gar an die unausschlichen Examina soll der Student nur denken, wenn er sich über sie lustig macht. Jahre der Freiheit soll er genießen, und seine freie Seele soll so elastisch werden, daß er auch im Philistertum nie ein Philister wird. Dazu wird das Feuer der opferwilligen Vaterlandsiebe helfen, gestärkt durch das Kraftgefühl, das der militärische Dienst dem Leib und der Seele gibt. Das andere aber, das die Seele elastisch macht und die rechte selbstsichere Herzensfröhlichkeit verleiht, ist der gute Eros, die opferfreudige Hingabe an die Wissenschaft, die Arbeit aus eigener freier Liebe, rein um der Sache, um der Wahrheit willen. Sie ist es erst, die uns alle, Professoren und Studenten, recht zusammenschließt, zusammenhält fürs Leben:

Wohl schlägt uns das Leben in seinen Bann,
Wir fronden und schwitzen und schmoren,
Und manchmal mögen das himmlische Licht
Die Dünste des Tages umflore;
Doch der Adel der Arbeit um Gottes Lohn
Bleibt immer uns unverloren:
Drum bleiben wir frei und bleiben uns treu,
Studenten und Professoren.
